

## 5. Beobachter und Beobachtung

---

### 5.1 KÖNIGS BEOBACHTUNG

Die Soziologie pflegt ein zwiespältiges Verhältnis zur Beobachtung. Einerseits wird Beobachtung als universelle Grundlage jeglicher Forschung anerkannt, andererseits aber auch wieder rasch in die eher marginale Rolle einer nur methodischen Technik gedrängt. Schon in den 1960er und 1970er Jahren gab es deshalb Beschwerden, dass es an einer Theorie der Beobachtung fehle (vgl. Grümer 1974). Die wichtigsten Neuerungen zur Technik der Beobachtung und zu möglichen Typen (offen/verdeckt, teilnehmend/nicht-teilnehmend etc.), aber auch zentrale Diskussionen der damit verbundenen Probleme, wie zum Beispiel zur Reaktivität von Beobachtung, stammen aus jener Zeit. Seitdem ruht die Entwicklung einer Theorie der Beobachtung. Lehrbücher systematisieren oder variieren jeweils nur auf unterschiedliche Art und Weise, was im Wesentlichen bereits seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts bekannt ist.

In den vorangegangenen methodologischen Überlegungen sind bereits die Operation der Beobachtung, ihre Form und ihre Nähe zum Kommunikationsbegriff vorgestellt worden. Dieses Kapitel setzt diese Betrachtungen voraus, bereitet aber zugleich auch den Boden, auf dem diese Betrachtungen in der soziologischen Forschung Früchte tragen können. Wer hier jedoch den Entwurf einer für Methodenlehrbücher kompatiblen Theorie der Beobachtung erwartet, wird vermutlich enttäuscht werden. Es geht weiterhin um eine Formtheorie der Kommunikation. Doch immerhin gilt es diesbezüglich festzuhalten, dass die Formtheorie vollkommen von Beobachtung abhängig ist. Ihre Beobachterabhängigkeit ist absolut, denn jede Form ist ausnahmslos eine Form der Beobachtung eines Be-

obachters. Das ist aber weniger problematisch, wenn man weiß, dass sie genau deshalb auch vollkommen empirieabhängig wird. Nicht nur deshalb ist es hilfreich, zu Beginn einige beobachtungstheoretische Fäden aufzugreifen, die René König in seinem Beitrag für das von ihm herausgegebene Handbuch der empirischen Sozialforschung gesponnen hat (König 1973b). Dieser bisher letzte, und im Hinblick auf seinen theoretischen Anspruch wohl auch einzige, soziologische Versuch, eine Theorie der Beobachtung zu entwerfen, erweist sich hinsichtlich seines Gespürs für grundlegende Probleme einer solchen Theorie nämlich als kompatibel mit der hier vorgestellten Theorie der Beobachtung auf Grundlage der Kybernetik zweiter Ordnung.

René König startet seine Überlegungen mit der Unterscheidung von naiver und wissenschaftlicher Beobachtung. Er gewinnt daraus seine grundlegende Problemstellung, an die spätestens seitdem in methodischen Einführungen immer wieder erinnert wird: wie sich Beobachtung so konditionieren lässt, dass sie zu einer wissenschaftlich brauchbaren Beobachtung wird. Seine Antwort, die er im Folgenden systematisch ausarbeitet, lautet zunächst: durch »*planmäßige Schärfung* unserer Sinneswahrnehmungen vermittels [...] Beobachtungstechniken« (ebd.: 1; Hervorhebungen im Original). Da es sich sowohl bei naiver als auch bei wissenschaftlicher Beobachtung um *Beobachtung* handelt, greift er dann auf die gestalttheoretische Unterscheidung von Figur und Grund zurück, um die konstitutive Differenz der Beobachtung zu gewinnen. Beobachtung ist, so König, Gestaltbeobachtung; und eine Gestalt ist die Differenz von Figur und Hintergrund, wobei sich die Figur der Wahrnehmung aufdrängt, während der Hintergrund eigentümlich diffus bleibt.

Schon in dieser Art des Anfangs fallen zwei Dinge sofort auf. König begreift Beobachtung als einen Typ von Wahrnehmung, wenn er sie nicht sogar mit Wahrnehmung gleichsetzt; und sein Ansatzpunkt ist differenztheoretisch. Das heißt, man muss Königs Beobachtungsbegriff nur von der Vorstellung lösen, dass es sich ausschließlich um eine Wahrnehmungsleistung handelt, um genau diejenige Abstraktion zu erreichen, zu der die Kybernetik zweiter Ordnung und mit ihr die Formtheorie einladen. Beobachten heißt dann: eine Differenz setzen, und zwar noch nicht einmal eine bestimmte Differenz (zum Beispiel Figur/Grund), sondern irgendeine Differenz. Die Operation, die eine Differenz in die Welt setzt, ist ziemlich vo-

raussetzungslos, ja geradezu leicht, man muss nur irgendetwas bezeichnen – denn indem man es bezeichnet, hat man es schon unterschieden. Dazu muss man nicht wahrnehmen können. Wahrnehmung ist ein neurophysiologisches Privileg, Beobachtung dagegen einfach ein Prozessieren von Bezeichnungen auf Basis einer Unterscheidung. Wahrnehmung ist, solange sie läuft, kontinuierlich, Beobachtung dagegen diskontinuierlich. Sie ist, mit anderen Worten, im Gegensatz zu Beobachtung nicht dekomponierbar (vgl. Merleau-Ponty 1946).

Anstatt Feldforscher nur daran zu erinnern, dass man auch mit allen anderen Sinnen und nicht nur mit dem Sehsinn beobachten kann (Flick 2007: 283), müsste man sie so gesehen viel dringlicher daran erinnern, dass sie nicht nur beobachten, sondern auch wahrnehmen sollen. Natürlich können sie als Organismen nicht anders. Der Punkt, auf den ich hinaus will, ist, dass einzig ein Gespür für die Differenz von Wahrnehmung und Beobachtung angemessen würdigen kann, was beide jeweils leisten. Das Fallenlassen der Prämisse, dass für Beobachtung Wahrnehmung erforderlich ist, wertet letztere nicht ab, sondern vielmehr auf. Womöglich sind wir allzu schnell als Beobachter unterwegs, vor allem bei systematischer und geschulter Beobachtung mit Hilfe von Kategoriensystemen<sup>1</sup> und sind zu selten in der Lage, bloß wahrzunehmen, um darüber zu überraschenden und deshalb informierenden Beobachtungen zu kommen. Für die Aufzeichnung selbst, genauso wie für die Codierung und Aufbereitung von Wahrnehmung und Beobachtung in Form von Text, kann man dann lediglich auf den Modus der Beobachtung zurückgreifen, zumal es um die wissenschaftliche Verwendung entsprechend konstruierter Daten geht, das Ganze also auf Kommunikation abzielt und Kommunikation im Unterschied zu Bewusstsein nur beobachten, aber eben nicht wahrnehmen kann.

Die Aufforderung, nicht zu beobachten, sondern bloß wahrzunehmen, ist gewiss paradox. Der Versuch, das zu tun, unterläuft sich selbst. Die Soziologie wäre ohnehin nicht gut beraten, ausschließlich auf Wahrnehmung zu setzen, weil Sozialität im Prinzip nicht wahrnehmbar ist (König 1973b: 6), was nur ein weiteres Argument

---

1 Siehe zur Konstruktion von Kategorien- und Ratingsystemen für Beobachter zum Beispiel Schnell/Hill/Esser 1989: 359 f. und Weick 1968.

dafür ist, Beobachtung gerade nicht von Wahrnehmung abhängig zu machen.

Diese Darstellung der Unterscheidung von Beobachtung und Wahrnehmung impliziert natürlich, dass Wahrnehmung selbst nicht unterscheidungs-basiert abläuft, weil man sie andernfalls auf Beobachtung reduzieren könnte.<sup>2</sup> Eine solche Reduktion ist durchaus attraktiv, aber vielleicht lässt sich mit einem Zögern zunächst mehr erreichen. Hier kann es daher einzig und allein darum gehen, diese Fragen aufzuwerfen, sie gleichsam als Problem zu markieren. Die Soziologie kann sie unmöglich allein beantworten. Sie wird weiter auf eine mit der Systemtheorie begonnene Anbindung an kognitions-wissenschaftliche Entwicklungen setzen müssen.

Schon die Konsultation der unmittelbaren Anfänge von Königs Theorie der Beobachtung zeigt, dass ihre Kombination mit einem Formbegriff der Unterscheidung nahe liegt. Es würde sich lohnen, den ganzen Text von König derart zu beobachten. Ich möchte an dieser Stelle allerdings nur noch zwei weitere Punkte ansprechen, und zwar die Paradoxie des Beobachtens, aus der König letztlich seine Kriterien für die Schärfung der Beobachtung für Zwecke der Wissenschaft gewinnt; und seine Festlegung des Irrtums als Nullpunkt der Beobachtung.

Die Paradoxie der Beobachtung entdeckt König mit Bezug auf die gestalttheoretische Annahme, dass einmal wahrgenommene Gestalten auf eine Art und Weise einrasten, die es Beobachtern unmöglich, mindestens jedoch sehr schwer macht, sich wieder von ihnen zu lösen. Das führt zur Paradoxie, dass die Bedingung der Ermöglichung von Beobachtung, nämlich die Gestaltdifferenz Figur/Hintergrund, jede Beobachtung im selben Augenblick verunmöglicht beziehungsweise korrumpiert. Jede weitere Beobachtung ist dann überschattet durch die anfänglich eingerastete Gestalt. Es kommt zu einem »Fehler des ersten Blicks« (ebd.: 7; Hervorhebung im Original). Man könnte den blinden Fleck der Beobachtung, über den uns die Kybernetik zweiter Ordnung mit dem Hinweis informiert,

---

2 Bei Bateson (1982: 39) heißt es: »[...] Wahrnehmung arbeitet nur mit Unterschieden.« Was bei einem flüchtigen Blick wie eine Gegenthese erscheint, erweist sich bei genauerem Hinsehen als eine interessante Einsicht: Wahrnehmung arbeitet mit Unterschieden, Beobachtung mit Unterscheidungen.

dass man nicht sieht, dass man nicht sieht (von Foerster 1973), kaum besser treffen. Jede Beobachtung bezeichnet etwas und macht damit einen Unterschied, kann aber in eben jenem Augenblick des Bezeichnens nicht zugleich die andere Seite der so entstandenen Unterscheidung mitbezeichnen. Dazu bedarf es einer weiteren Beobachtung, für die dasselbe gilt. *Jede* Beobachtung hat ihren blinden Fleck. Kann man ihn loswerden? René König glaubt, dass man ihn sukzessive verkleinern kann, und zwar indem dem ersten Blick immer zumindest ein zweiter folgt. Deshalb die methodisch bekannte Empfehlung, immer verschiedene Beobachter parallel einzusetzen und eine Beobachtung stets zu wiederholen. Das multipliziert zwar mögliche Beschreibungen und ermöglicht Vergleiche der einzelnen Beobachterpositionen, lässt den blinden Fleck aber keinesfalls verschwinden. Der blinde Fleck ist konstitutiv für Beobachtung. Demzufolge lautet die Empfehlung der Kybernetik zweiter Ordnung auch anders, nämlich der Beobachtung erster Ordnung eine Beobachtung zweiter Ordnung folgen zu lassen. Das meint nicht exakt dasselbe wie die Unterscheidung vom ersten und zweiten Blick, schließt sie aber mit ein. Beobachtung zweiter Ordnung meint nicht nur, das interessierende Phänomen mehrmals durch mehrere Beobachter zu beobachten, sondern auch das Phänomen und die Teilnehmer selbst als Beobachter (und nicht einfach als Subjekt-Objekte) zu beobachten. Das Setting wird dadurch komplex (wenn es das nicht zuvor schon war), bietet aber Gelegenheit für dichte Beschreibungen und ist zudem näher an der Alltagskompetenz des Beobachtens gebaut, die kaum weniger komplex gebaut ist, aber offensichtlich im Umgang mit derartigen Verhältnissen keinerlei Schwierigkeiten hat. Es gilt also nicht, eine »naive« Beobachtung auszuschalten, sondern sie als komplex zu entdecken und *mit* ihr zu arbeiten.

Was dabei allerdings notwendig auf der Strecke bleibt und bleiben muss, ist die von König und allen anderen methodisch-technischen Abhandlungen zur Beobachtung gepflegte Vorstellung einer beobachtungsunabhängigen Realität, die man entweder korrekt oder verzerrt wiedergeben kann. Auch wenn König der Vorstellung verhaftet bleibt, dass sich objektiv richtige und falsche Werte bestimmen lassen, verläuft seine Argumentation in ihren Grundzügen parallel zu der Argumentation, die eine Methodologie der Form auszeichnet:

»Man versucht in der Beobachtung nicht, den Irrtum einfach auszuschalten, sondern ihm einen festen und bekannten Wert zu geben, auf Grund dessen man dann eine Art Nullpunkt für den Standort des Beobachters gewinnen kann.« (König 1973b: 9; Hervorhebung im Original)

Der Nullpunkt der Beobachtung ist ein dezidiert gesetzter Irrtum, der eine wissenschaftliche Einschätzung aller weiteren Beobachtung ermöglicht. Es kann schon deswegen nur ein Irrtum sein, weil man die Realität, das »Ding an sich«, nicht kennen kann. Man kann nur beobachten. Aber immerhin kann man beobachten, *wie*, das heißt mit Hilfe welcher Unterscheidungen, Beobachter beobachten. Der feste und bekannte Wert des Irrtums, der als Nullpunkt behandelt werden kann, ergibt sich für König aus dem Versuch, gemeinsame Faktoren für alle Beobachter zu finden, so dass die Beobachtung von anderen Faktoren unberührt bleiben kann. Das versucht man üblicherweise durch Kategorien- oder Rating-Systeme zu erreichen. Ersetzt man »Faktoren« dagegen durch »Unterscheidungen«, zielt man auf den Einsatz von Formalismen ab (Tilly 2004b).<sup>3</sup> Ein Formalismus ist eine wissenschaftlich kondensierte Form, die in diesem Zusammenhang gleichsam als Beobachtungsaufforderung fungieren kann; er entspricht der Setzung eines Nullpunkts, der dabei hilft, Beobachtungen zu sortieren; er ist ein Irrtum, der Irrtümer aufspürt. Königs Antwort auf die Frage, wie sich solche Formalismen (bei ihm: Faktoren) finden und entwickeln lassen, lautet, wenig überraschend, *Theorie*.<sup>4</sup> Ohne theoretische Vorerörterungen kann es wissenschaftliche Beobachtungen nicht geben: »dies ist ein allgemeinsten Satz aller soziologischen Methodenlehre.« (König 1973b: 32). So schließt sich für René König der Kreis, denn damit hat er zugleich auch das entscheidende Kriterium gefunden, nach dem er suchte, um wissenschaftliche von naiver Beobachtung abzu-

---

3 Vgl. die Ausführungen in Teil I.

4 Im Übrigen lässt sich auf dieselbe Weise, also durch Rückgriff auf Theorie, das Problem der Auswahl von für die Beobachtung relevanten Daten lösen. Vgl. König 1973b: 2 ff., der zu diesem Zweck auf drei mögliche (ethnologische) Linien verweist: die Kulturanthropologie (Ruth Benedict), die Morphologie (Marcel Mauss) und den Strukturalismus (Claude Lévi-Strauss).

grenzen. Kontrollierte und kontrollierbare Beobachtung ist theoriegeleitete Beobachtung.

## 5.2 SELBSTBEOBACHTUNG

Die Formtheorie greift diese Überlegungen von René König auf und führt sie weiter. Sie kann dabei den Vorteil ausspielen, dass sie den Beobachtungsbegriff unmittelbar in der Theorie verankert, so dass man ihn nicht erst noch mit Theorie versorgen muss, um ihn wissenschaftlich kontrollieren zu können. Aber man wird dafür in Kauf nehmen müssen, dass man nicht mehr wissenschaftlich naiv Subjekte als Objekte beobachten kann, die etwas tun, sagen oder schreiben, sondern Subjekte gleichsam immer als Subjekte beobachten muss, die selbst beobachten und insbesondere auch die Forscher und ihre Beobachtung beobachten. Die sogenannte Reaktivität der Beobachtung ist dann kein Problem, das bestimmte Vorsichtsmaßnahmen erfordert und ausgeschaltet werden müsste, sondern der Normalfall. Insofern braucht es eine entsprechende theoretische Orientierung, die sich durch die Tatsache, dass der Gegenstand selbst beobachtet, nicht beunruhigen lässt. Bislang hat man entsprechend beunruhigt versucht, Sozialität möglichst unter Ausschluss von Sozialität zu untersuchen. Und wo das Einlassen auf Kommunikation offensichtlich ist und sich nicht vermeiden lässt, wie beim Interview zum Beispiel, versucht man Sozialität im Anschluss zumindest wieder herauszurechnen, indem man eine ganze Reihe von *response sets* formuliert. Selbstreferenz schreckt ersichtlich ab.

Ein Rückblick auf die Form der soziologischen Methodologie kann an dieser Stelle dabei helfen, einen entsprechenden Begriffsvorschlag zu machen (vgl. Gleichung 3.1). Im vorangegangenen Kapitel sind die Form soziologischer Formalismen wie auch sozialer Formen, also das re-entry von Methode und Theorie in die Theorie, diskutiert worden. Beobachtung entspricht nun dem re-entry der Unterscheidung von Methode und Theorie in die Methode. Sie ist mit anderen Worten die Form, in der die Soziologie, aber auch jede andere Wissenschaft, sich einen Zugang zur Empirie erarbeitet. Durch sie wird eine Bestimmung der unbestimmten Außenseite der Methodologie möglich, indem sie in der Theorie als Empirie wieder auftaucht. Dass das gelingen kann, hängt vermutlich damit

zusammen, dass Beobachtung in der Wissenschaft genauso grundlegend ist wie in einer (wie auch immer begriffenen) phänomenologischen Lebenswelt. Im Terminus der Beobachtung konvergieren gewissermaßen wissenschaftliche und naive Beobachtung für einen Moment, nur um sie dann über bestimmte methodische Kriterien und Kontrollen wieder auseinanderfallen zu lassen. Der Beobachtungsbegriff verbindet dadurch Theorie und Empirie auf eigentümliche Weise,<sup>5</sup> aber eben auch, wie unsere Form der Methodologie zeigt, Theorie und Methode. Beobachtung ist deshalb weitaus mehr als nur eine wissenschaftliche Technik der Erhebung und Konstruktion empirischer Daten. Sie ist im Kern genauso ein zentraler theoretischer Begriff, weil jede Form stets die Form eines Beobachters ist. Formen bringen die Beobachtung des Beobachters in Form. Sie in-formieren den Beobachter, der sich durch sie hindurch reproduziert und sich durch sie gleichsam sichtbar unsichtbar macht.

In Spencer-Browns Kalkül taucht der Beobachter an einer interessanten Stelle auf. Es lohnt sich, den im vorangehenden Kapitel bereits zitierten ersten und zweiten Satz des ersten Kapitels der *Laws of Form* noch einmal im Wortlaut in Erinnerung zu rufen:

»We take as given the idea of distinction and the idea of indication, and that we cannot make an indication without drawing a distinction. We take, therefore, the form of distinction for the form.« (Spencer-Brown 1969: 1)

Der gesamte Kalkül ist nur eine Ausbuchstabierung dieses Satzes. Darauf ist schon hingewiesen worden, aber jetzt wird es nötig, noch einmal genauer hinzuschauen, warum das so ist. Ausgangspunkt von Spencer-Brown ist offensichtlich die *Unterscheidung* von Unterscheidung und Bezeichnung, also ein re-entry – diejenige Figur, auf die der Kalkül am Ende hinausläuft (vgl. Luhmann 1993a). Spencer-Brown beginnt mit einer Unterscheidung, mit deren Hilfe er die Struktur seines Texts entfaltet und führt mit dem, was er tut

---

5 Siehe zu dieser Differenz und ihrer Aufhebung durch qualitative Forschung den Band von Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008, aber auch die frühe Bemerkung von Friedrichs/Lüdtke 1973: 9, dass Theorie und Empirie nicht als Gegensätze und deshalb auch nicht arbeitsteilig verstanden werden dürfen.

(und in Textform beschreibt), vor, was er tut.<sup>6</sup> Es stellt sich heraus, dass er über den Kalkül eigentlich nur Operationen und Strukturen seines eigenen Beobachtens beobachtet und entfaltet. Er fängt irgendwie an und kommt zur Erkenntnis, wie *er* angefangen hat und *wie* er dabei vorgegangen ist. Und so bleibt Spencer-Brown nur die Schlussfolgerung im letzten Satz des letzten Kapitels:

»We see now that the first distinction, the mark, and the observer are not only interchangeable, but, in the form, identical.« (Spencer-Brown 1969: 76)

Wenn die naheliegende Annahme korrekt ist, dass diejenige Operation, die einen Beobachter zum Beobachteten macht, die Operation der Beobachtung ist, dann kann man jetzt sagen, dass Spencer-Brown mit einer *Beobachtung* begonnen hat und sich am Ende selbst als Beobachter entdeckt, der diese Beobachtung vornimmt. Beobachtung ist dann aber nichts anderes als die Unterscheidung, mit der er begonnen hat, also förmlich das Treffen der Unterschei-

---

6 Das ist sonst womöglich nur durch Meditation oder Kunst möglich. Laurie Anderson tut das in ihrem unvergleichlichen Werk auf vielerlei Weise, aber besonders auffällig in ihrer Arbeit *HANDBOOK* (1974). Das Handbuch ist ein Buch auf einem Ständer, das einem in kurzen Sätzen das beschreibt, was man tut, wenn man das Buch benutzt, so dass *report* und *command* (Ruesch/Bateson 1951: 179 ff.) oder, in der Sprache des Kalküls, *mark* und *cross* und außerdem die Frage, wer oder was denn eigentlich beobachtet, nicht mehr eindeutig bestimmt werden können. Das heißt man stößt hier unerwartet unmittelbar auf Kommunikation. Die Arbeit wird im Ausstellungskatalog mit folgenden Zeilen vorgestellt (Anderson 2003: 63):

This book is hand written  
 It is also hand operated  
 The things that can be learned  
 By analyzing the handwriting  
 Are unimportant  
 Here  
 The important thing is  
 Turning

zung zwischen Bezeichnung und Unterscheidung.<sup>7</sup> Beobachten heißt, eine Bezeichnung in Abhängigkeit von einer Unterscheidung vorzunehmen (vgl. Luhmann 2002: 141 ff.; Simon 1993). Ein Beobachter ist also zunächst einfach etwas, das sich mit Hilfe von Operationen reproduziert, die diese Form haben. Jede seiner Operationen ist eine Beobachtungsoperation, die auf ihre Form hin beobachtet werden kann und zur Bestimmung weiterer Operationen dienen kann. Ein Beobachter verwendet insofern Beobachtungen, um sich zugleich schließen (Reproduktion) und öffnen (Störung) zu können. Ein Beobachter ist ein System – und jedes System ist ein Beobachter.

Das entspricht der grundlegenden Einsicht der Kybernetik zweiter Ordnung, die eine Theorie nicht nur beobachteter, sondern beobachtender Systeme ist (von Foerster 1997). Man spricht in diesem Zusammenhang auch von *Beobachtung zweiter Ordnung*, die dadurch gekennzeichnet ist, dass sie Beobachter beobachtet und nicht Objekte. Oder anders: sie beobachtet mithin Objekte als Beobachter (Glanville 1988a). Sie ist somit eine Theorie, die damit rechnet, dass auch ihre Untersuchungsgegenstände, seien es Maschinen, Tiere, Menschen oder Gesellschaften, selbst Beobachter sind – also Bezeichnungen in Abhängigkeit von einer Unterscheidung vornehmen, um sich zu reproduzieren. Es gibt deshalb auch keinen Grund, Beobachtung ausschließlich menschlichem Bewusstsein zuzusprechen und organische, mechanische oder soziale Systeme davon auszunehmen.<sup>8</sup> Wenn man dies täte, würde das bloß dazu führen, nur ganz bestimmte Instanzen für Beobachter zu halten, das heißt vor allem Wissenschaftler und Detektive, während alles andere (und alle anderen) keine Unterschiede registrieren, also auch nichts Bezeichnen können. Aber das wäre empirisch nur schwer vorstellbar. Wenn man Bezeichnungen vornehmen

---

7 Das wird hier nicht erneut notiert. Siehe oben Teil I, Kapitel 2, Gleichung (2.1).

8 Dieser Beobachterbegriff ist im Prinzip auch unabhängig von irgendeiner Reflexionsfähigkeit des Gegenstands. Ein Beobachter muss sich also nicht selbst als Beobachter reflektieren, um Beobachter zu sein. Sonst könnte Francisco Varela den Kalkül der Form auch nicht nutzen, um Zellen, Nervensysteme oder Immunsysteme zu untersuchen. Vgl. Varela 1979.

kann, dann hat man auch immer schon eine Unterscheidung benutzt – auch wenn man das in jenem Moment nicht wissen muss, aber von anderen Beobachtern daraufhin beobachtet und entsprechend darauf hingewiesen werden kann.

### 5.3 SELBSTREFERENZ UND REKURSIVITÄT

Sobald ein Beobachter die Bühne betritt, was bei Formen zwangsläufig der Fall ist, kommt die Systemtheorie ins Spiel. Erst auf dieser Grundlage wird eine angemessene Theorie der Beobachtung formulierbar, die unter anderem in aller Konsequenz abschätzen kann, was es heißt, den Beobachter als wissenschaftliches Messinstrument zu begreifen (Schnell/Hill/Esler 1989: 363). Das Messinstrument der Soziologie und der Sozialforschung ist letzten Endes ein *System*. Aber hier darf man nicht nur an den einsamen Feldforscher denken, der mit seinem Bewusstsein und einem Block ausgestattet Notizen anfertigt oder an den einsamen Soziologen, der in einem Büro Aufsätze schreibt oder Daten auswertet. Besonders bei einem Interview, telefonisch, schriftlich wie auch insbesondere face-to-face, springt nämlich ins Auge, dass das Messinstrument ein *soziales System* ist und beispielsweise nicht einfach nur aus dem standardisierten Fragebogen besteht, der auf dem Tisch zum Ausfüllen bereit liegt. Und man muss deshalb auch beachten, dass niemals nur ein einziges Messinstrument im Einsatz ist. Bei der anschließenden Auswertung ist das Messinstrument vermutlich schon wieder ein anderes: die Forschergruppe oder auch der einsame Beobachter, der sich als Beobachter in Gesellschaft weiß, weil er seine Auswertung in irgendeiner Form mitteilen muss.

Wenn Beobachter Systeme sind, haben sie selbst eine Form, nämlich mindestens die Form eines Systems.<sup>9</sup> Ein Beobachter wäre nicht als Beobachter registrierbar, wenn er nicht nach einer *nächsten* Operation suchen würde, die er *sich* zurechnen kann. Das macht ihn zum System, das seine Operationen selbst bestimmt und sich dadurch von einer Umwelt unterscheidet, deren Störungen er dann

---

9 Man kann die Form des Beobachters auch, und hier zeigt sich das Auflösungsvermögen der Formtheorie, differenzierter bestimmen. Siehe Baecker 2008. Zur Form des Systems Baecker 2000b.

immer in eigene Reproduktionsmöglichkeiten, also in Information, zu übersetzen weiß. Ein System kann für diesen Vorgang nur eigene Operationen verwenden, das heißt es kann sich nur auf eigene Operationen beziehen (Selbstreferenz), und zwar indem es auf andere eigene Operationen vor- und zurückgreift (Rekursivität). Das sind exakt die Grundlagen einer Theorie des Beobachters, die Heinz von Foerster nennt: die Errechnung unendlicher Rekursionen und ein Kalkül der Selbstreferenz (von Foerster 1979: 89). Die Systemtheorie ist eine Theorie des Beobachters.

Die Unterscheidung von System und Umwelt ist zwar im Lichte des Formkalküls nur eine mögliche Unterscheidung unter vielen anderen, die ein (wissenschaftlicher) Beobachter benutzen kann, um sich einen Zugang zu seinem Gegenstand zu verschaffen. Aber im selben Lichte wird auch deutlich, dass man es mit einer besonderen Unterscheidung zu tun hat, weil es keine Unterscheidung ohne einen Beobachter gibt – was nicht bedeutet, dass zuerst der Beobachter in die Welt kommt, denn ein Beobachter ist nur ein Beobachter, wenn er eine Unterscheidung trifft.<sup>10</sup> Das ist die entscheidende Nahtstelle zwischen Formkalkül und Systemtheorie. Hinter jeder Beobachtung steckt ein Beobachter, der eine Unterscheidung trifft, die es ihm erlaubt, mindestens zwei Seiten zu trennen und eine davon zu bezeichnen, um daraufhin bestimmen zu können wie weitergemacht werden kann. Denn wozu sollte er eine Seite bezeichnen, wenn nicht, um Anknüpfungspunkte für *weitere* Operationen zu gewinnen? Luhmann stellt diese einschneidende Frage und gibt auch sogleich die Antwort:

»Das ganze Manöver hat nur Sinn, wenn eine Sequenz von Operationen produziert wird, die [...] zur Gegenseite der Unterscheidung übergehen kann. Beobachtung ist also nie als isoliertes, vergangenheits- und zukunfts-

---

10 Ein Beobachter verwendet immer eine Unterscheidung, um Anschlussmöglichkeiten zu eruieren. Könnte man den Moment dieser Verwendung einfrieren, dann *ist* der Beobachter sogar nichts anderes als seine aktuell getroffene Unterscheidung (auch wenn er sich selbst nur von Bezeichnung zu Bezeichnung hangelt und das nicht im Hinblick auf die verwendete Unterscheidung reflektieren muss). Die Unterscheidung und der Beobachter, wie es bei Spencer-Brown heißt, sind in der Form identisch.

loses Ereignis möglich. Sobald sich aber Sequenzen bilden, differenziert sich die zustande gekommene Sequenz gegen andere, abgelehnte oder nicht berücksichtigte Möglichkeiten. Es entsteht im Vollzug der Operation eine Differenz – eben eine Differenz von System und Umwelt.« (Luhmann 1990c: 9)

Systeme bekommen zwar formtheoretisch einen anderen Status, weil die Formtheorie daran erinnert, dass ein System nur eine gesellschaftlich produzierte Sinnform unter anderen ist (Baecker 2005b: 152 ff.). Aber die Systemtheorie erinnert wiederum die Formtheorie daran, dass ihre Rekursionen und ihre Selbstreferenz nur in Form eines Systems-*in-einer-Umwelt* möglich sind. Es handelt sich deshalb immer um *perturbierte* Rekursionen und nur deshalb lassen sich Möglichkeiten der abweichenden Reproduktion gewinnen, so dass dasselbe System immer wieder anders ist (Baecker 2000b; Glanville 1988b). Die Systemform reproduziert sich also nicht nur trotz, sondern auch dank der Störungen, mit denen sie sich konfrontiert. Ein System ist nicht autark, sondern autonom.

#### 5.4 DIE GESELLSCHAFT DER BEOBACHTER

Aus diesen Überlegungen folgt eine Annahme, mit der eine Formtheorie steht und fällt und in der sie mit der Systemtheorie und Kybernetik zweiter Ordnung zusammentrifft: *Alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter zu einem Beobachter gesagt* (vgl. von Foerster 1979; Maturana 1978; Maturana/Varela 1984). Da man auch etwas sagen kann, ohne Sprache zu benutzen, könnte die generalisierte Fassung lauten: Alles Bestimmte wird von einem Beobachter für einen Beobachter bestimmt. Dieser Satz formuliert gleichsam Anfang und Ende einer Formtheorie. Er fordert dazu auf zu beachten, dass (a) nichts davon ausgenommen ist, das heißt auch Beobachter selbst zu dem gehören, was durch einen Beobachter bestimmt wird, dass (b) ein Beobachter niemals allein auftritt, sondern sich stets in kommunikativen Verhältnissen bewegt, so dass Kommunikation offensichtlich zugleich Problem und Lösung, zugleich Ursache und Wirkung des Gesagten ist und dass deshalb (c) eine *Formtheorie*, als Theorie der Beobachtung der Unterscheidung

gen von Beobachtern, nur als Kommunikationstheorie gesagt werden kann.

Denkt man nun zurück an Spencer-Browns Einführung des Beobachters als denjenigen, der eine Unterscheidung trifft, ja sogar im Augenblick des Treffens einer Unterscheidung nichts anderes als diese Unterscheidung *ist*, und nimmt die These hinzu, dass ein Beobachter nur ein Beobachter in Gesellschaft sein kann, dann hat Spencer-Brown nicht nur einen allgemeinen Formalismus der Beobachtung entworfen, sondern eher noch einen allgemeinen Formalismus der Kommunikation (vgl. Baecker 2005b und siehe oben, Kapitel 2).

Es ist unter diesen Umständen vermutlich kein Zufall, dass die beiden Anforderungen an eine Theorie des Beobachters, Selbstreferenz und Rekursivität, sich nicht nur mit den Grundlagen der Systemtheorie, sondern auch mit Überlegungen zu einer Kommunikationstheorie decken, deren grundlegendes Theorem »Kommunikation ist Rekursion« lautet (von Foerster 1993b: 83). Ausführlicher formuliert heißt es an ebendieser Stelle: »Kommunikation ist das Eigenverhalten in einem rekursiv operierenden, zweifach geschlossenen System.« Beobachter existieren mit anderen Worten nur in Kommunikationssystemen. Ein Beobachter kommt nicht nur selten, er kommt vielmehr nie allein. Er ist immer Beobachter in Gesellschaft und alles, was sich an Kommunikation beteiligen kann, ist ein Beobachter. Gesellschaft ist letztlich ein Beobachter, der Beobachter beobachtet – der sie markiert, Beobachtungen auf sie zu rechnet und sie dadurch zu Beobachtern macht.

»Gesellschaft« ist der Name, den Niklas Luhmann dem rekursiv operierenden, doppelt geschlossenen System gibt, dessen Eigenverhalten Kommunikation ist. Er spricht in diesem Fall auch von einer Autopoiesis der Kommunikation (Luhmann 1984a; 1997a). Das besagt einfach, dass Kommunikation nur auf weitere Kommunikation vor- und zurückgreifen kann, dass man also auch nur durch weitere Kommunikation feststellen kann, ob kommuniziert worden ist oder nicht. Man hat keine andere Möglichkeit. Man muss einen Gedanken schon äußern, dann ist es schon kein Gedanke mehr, und ihn damit der Kommunikation veräußern, die dann auf ihre Weise damit umgeht. Dass dieser Umgang mit Äußerungen und Veräußerungen nicht rein zufällig verläuft, ist bestimmten kommunikativen Eigenformen der Gesellschaft geschuldet, mit deren Redun-

danz jegliches Bewusstsein zu rechnen gelernt hat – zum Beispiel Takt, Person, Rolle, Norm, Wert, Organisation, Gespräch, Streit, Stadt, Grenze, Wirtschaft, Religion, etc. Man kann eine Äußerung oder einen Text zwar immer auf einen externen Beobachter als Ursache für Kommunikation zurechnen, aber wie eine Äußerung oder ein Text in den Kommunikationsprozess eingebunden wird, ist keine Frage bewusster Intention. Es ist vielmehr die Gesellschaft, die ihre Beobachtung derart externalisiert. Das heißt nicht, dass es keine externen (energetischen) Ursachen für Gesellschaft gibt. Autopoiesis bezeichnet kein *perpetuum mobile*. Autopoietische Systeme kontrollieren eben nicht alle Ursachen, die für ihr Fortbestehen notwendig sind. Aber sie verstehen es, Ursachen zu selektieren und zu rekombinieren, so dass man, wenn man etwas über Gesellschaft beziehungsweise Kommunikation in Erfahrung bringen möchte, auf ihre Formen der Selektion und Rekombination und auf die durch sie eröffneten Freiheitsgrade und ihre Konditionierung achten sollte – nicht auf ihre Ursachen (Bateson 1972: 409 ff., 454 ff.; Baecker 2005b) Autopoiesis ist deshalb auch *kein* Erklärungsprinzip. Aber sie erlaubt es, die Frage zu stellen, *wie* es ein System jeweils schafft, seine Autopoiesis trotz variierender Strukturformen aufrecht zu erhalten, wie es also schafft, sich selbst zu reproduzieren.

Autopoietische Systeme haben daher ein Reproduktionsproblem und keinesfalls ein Bestandsproblem. Dieses Problem stellt sich ihnen durch die Tatsache, dass ihre Elemente Ereignisse sind, also keine Dauer haben und ständig zerfallen (Luhmann 1984a; siehe zu dieser Figur auch Weick 1979: 161 ff.). Wenn es eine Lösung für dieses Problem geben soll, muss das System sie selbst finden.

Die Grundlage für das Finden einer Lösung ist verblüffend einfach. Sie liegt darin, dass sich Systeme selbst beobachten, das heißt jede ihrer Operationen ist zugleich eine Beobachtung. Es gibt keine andere Operationsform in einem System als Beobachtung. Sofern man es mit autopoietischen Systemen zu tun hat, operieren sie beobachtend, und zwar soziale Systeme genauso wie psychische, organische, neuronale oder mechanische Systeme.<sup>11</sup> Diese unter-

---

11 Tatsächlich gibt es noch keine Beschreibungen autopoietischer Systeme auf mechanischer Operationsgrundlage. Sollte man sich an den Bau oder die Beschreibung solcher Maschinen machen, wird man jedoch um die Erprobung dieser Annahme nicht herum kommen. Es bleibt natürlich

schiedlichen Systeme unterscheiden sich also nicht dahingehend, ob sie beobachten oder nicht, sondern darin, wie sie ihre Operationen beobachten und dadurch realisieren: durch Kommunikation, Vorstellung, Metabolismus oder elektrischen Impuls.<sup>12</sup> Gleichwohl bleibt strittig, inwieweit die Annahme, dass alle autopoietischen Systeme beobachten, auf psychische und soziale Systeme beschränkt bleiben muss, weil es sich dabei um die einzigen autopoietischen Systeme handelt, die Sinn erzeugen und verwenden (vgl. Fuchs 1999). Das kann man hier jedoch offen lassen. Unser Interesse gilt ohnehin der Gesellschaft als soziales System und ihrer Operationsform der Kommunikation. Und diesbezüglich ist diese These – zumindest systemtheoretisch – unstrittig und bereits vielfach empirisch untersucht und bestätigt worden.<sup>13</sup>

Insofern also die Gesellschaft die *Form* eines Systems hat, umfasst der Gegenstand »Gesellschaft« die Gesellschaft *und* ihre Umwelt; Kommunikation *und* Bewusstsein; Kommunikation *und* Wahrnehmung; oder, um diese Liste abzukürzen, Kommunikation *und* ihre unbestimmte, aber eben nur durch Kommunikation selbst bestimmbare Außenseite, sei es Bewusstsein, Wahrnehmung, Körper, Materie oder was auch immer.<sup>14</sup> Die Gesellschaft reproduziert sich, wie jedes System, indem sie die permanenten Störungen aus ihrer Umwelt für Strukturaufbau zu nutzen versteht. Folglich ist die Gesellschaft nur deshalb so, wie sie ist, weil sie immer schon mit den Eigenarten und Störungen des Bewusstseins vertraut ist. Genauso

---

eine Hypothese, die, wie jede Hypothese, zu Modifikationsvorschlägen (mithin: Falsifikationsversuchen) einlädt.

- 12 Über diese Aussage wundert man sich nur, wenn man Beobachtung mit menschlicher Wahrnehmung gleichsetzt. Diese Gleichsetzung hat es bisher wohl auch erschwert, zu einer soziologischen Theorie der Beobachtung zu kommen.
- 13 Empirisch untersucht? Hier kann man problemlos auf alle Studien Luhmanns zu den einzelnen Funktionssystemen, auf seine Forschungen zu Organisation, zum Risiko und zu ökologischen Gefährdungen und nicht zuletzt auf seine historischen Studien zu Gesellschaftsstruktur und Semantik verweisen. Meistens wird ignoriert, dass das zu einem Großteil *empirische* Studien sind, auch wenn Datentabellen, Standardabweichungen und Korrelationskoeffizienten fehlen.
- 14 Wir kommen im dritten Teil darauf zurück.

ist aber das Bewusstsein nur so, wie es ist, weil es immer schon mit den Eigenarten und Störungen der Gesellschaft vertraut ist. Man spricht, auf Anregung von Spencer-Brown, von konditionierter Ko-Produktion (Fuchs 2004). Die Konsequenz aus diesen Überlegungen ist, dass ausnahmslos jede soziale Form an der Differenz von Kommunikation und Bewusstsein arbeitet. Jede Form muss als eine Form verstanden werden, die sowohl Reproduktion als auch Störung ermöglicht.

Das Verhältnis von Form- und Systemtheorie stellt uns vor gewisse Herausforderungen. Unter anderem hat man es jetzt erst einmal nur mit *einem* sozialen System, Gesellschaft, und einer Vielzahl kommunikativer Formen zu tun, in denen und durch die sich dieses System reproduziert. Die Idee einer sozialen Autopoiesis wird auf die Gesellschaft beschränkt und das Problem der Autopoiesis weiterer sozialer Systeme innerhalb der Autopoiesis der Gesellschaft umgangen.<sup>15</sup> Daraus ergeben sich mehrere Folgeprobleme, von denen hier eines herausgegriffen wird, das besonders zentral zu sein scheint. Man könnte nämlich aus den vorangegangenen Überlegungen schließen, dass sofern Gesellschaft das einzige soziale System ist, sie auch der einzige soziale Beobachter ist. Aber die Gesellschaft ist keinesfalls ein einheitlicher Superbeobachter, weil sie sich nicht jenseits ihrer Formen realisieren kann. Das heißt, sie findet ihren Ausdruck nur in der jeweiligen Form, die sie gerade aufruft und die es dann ermöglicht, Kommunikation fortzusetzen. Sie erscheint deshalb, je nach Form, immer als ein anderer Beobachter, und weil sie selbst nicht lokalisierbar ist und sich verteilt und selbstständig reproduziert, erscheint sie auch stets als mehrere Beobachter gleichzeitig und deshalb, wenn man so will, auch als Vielzahl sozialer Systeme. Die Gesellschaft ist *differenziert*, das heißt sie reproduziert sich durch Interaktion, durch Organisation, durch soziale Bewegungen und durch jeden ihrer Funktionsbereiche, ohne

---

15 Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme und seine Differenzierungstheorie der Gesellschaft sind durchaus eindrucksvolle Beweise dafür, dass die Konjektur einer Autopoiesis der Autopoiesis ein für die Soziologie nicht nur gangbarer, sondern auch äußerst fruchtbarer Weg ist. Es geht hier daher nicht um Substitution, sondern um eine Perspektivenverschiebung. Im dritten Teil werden die differenzierungstheoretischen Konsequenzen dieser Annahme ausführlich behandelt.

in einer dieser sozialen Formen und erst recht nicht in ihrer Summe aufzugehen. Hier greifen Gotthard Günthers Begriffe der Polykontextualität und der *compound-contextuality* in all ihrer Radikalität.<sup>16</sup> Und hier schlägt ferner, wenn auch auf etwas andere Weise, Luhmanns gesellschaftstheoretische Annahme durch, dass die Gesellschaft als System sich nicht durch eine einheitliche operative Kontrolle auszeichnet, sondern nur an den strukturellen Auswirkungen beobachtet werden kann, die sie in jeder ihrer differenzierten Formen zeitigt (Luhmann 1997a: 42 f.).

Ein Beobachter ist als System und Form genauso wenig lokalisierbar wie jede andere Form. Er ist keine Instanz mit Hochsitz, auf die man umstandslos zeigen kann. Noch nicht einmal ein als Einheit identifizierbares Individuum ist ein einheitlich lokalisierbarer Beobachter. Je nach Situation, in der es sich zu befinden glaubt, ist es bereit, eine andere Person zu sein, sich andere Rollen zuschreiben zu lassen oder seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken. Es ist dann bei der Arbeit ein anderer Beobachter als zu Hause. Es ist unter Kolleginnen und Kollegen ein anderer Beobachter als beim Beurteilungsgespräch mit dem Vorgesetzten. Es wäre deshalb auch verfehlt, in der Einheit eines individuellen Bewusstseins eine Art Superbeobachter oder ein situationsübergreifendes Selbst zu sehen, weil es nur in Kommunikation als Beobachter behandelt wird (und sich freilich dann auch in Einsamkeit daran erinnern kann). Natürlich rechnet sich das Bewusstsein fortwährend ein solches Selbst zusammen. Jedoch ist dieses Selbst, wie man neurophysiologisch mittlerweile sagt, ein an keiner bestimmten Stelle im Gehirn oder Nervensystem lokalisierbares und deshalb virtuelles Selbst, das man in Form des »Ich« letztlich nur für soziale Zwecke benötigt (Varela 1992). Der sicherste Anhaltspunkt, um die Einheit eines individuellen Bewusstseins unterstellen zu können, ist der Körper. Der Körper erleichtert der Gesellschaft und ihren Individuen die Lokalisierung und Vereinheitlichung von Bewusstsein ungenau. Die Gesellschaft kann für die Selbst- und Fremdzurechnung ihrer eigenen Einheit hingegen auf keinen Körper zurückgreifen, in dem sich dann vermeintlich alle

---

16 *Compound-contextuality* ist Günthers Begriff für die Koexistenz und Einheit unterschiedlicher Kontextualitäten, die so aufeinander bezogen sind, dass sie eine Ordnung bilden. Vgl. Günther 1979: 290 f.

sozialen Formen abspielen. Dafür hat sie immerhin: Selbstbeschreibungen (Luhmann 1997a: 866 ff.; 2000b: 417 ff.).

Letztlich bleibt in Bezug auf das Verhältnis von Form- und Systemtheorie noch anzumerken, dass nicht jede gesellschaftliche Form zwangsläufig ein Selbstbeobachter, also ein System ist. Unsere Position macht uns schließlich unabhängig von dieser Annahme und erlaubt es deshalb auch, Eigenformen der Autopoiesis der Gesellschaft zu untersuchen, die keinen Systemstatus haben. Aber dennoch ist jede Form insofern immer eine selbstreproduzierende, eine selbst rechnende Form, als sie an der Autopoiesis der Gesellschaft und ihres über Selbstbeschreibungen koordinierten Gedächtnisses partizipiert.<sup>17</sup>

## 5.5 DIE ARBEIT DER SOZIOLOGIE

Diese Überlegungen führen weit über das hinaus, was man in der Sozialforschung für eine Theorie des Beobachters und der Beobachtung benötigt. Aber wollte man dennoch kurz dort verweilen, so man muss sich nur vor Augen führen, welche Konsequenzen sich daraus beispielsweise für die Schulung von Beobachtern oder die Auswertung von Beobachtungsdaten ergeben. Man schwört Beobachter dann nicht auf Kriterien oder Kategorien ein, sondern auf Unterscheidungen; man macht deutlich, dass sie Beobachter beobachten und dabei selbst an Gesellschaft partizipieren und nicht etwa außerhalb stehen; man sensibilisiert dafür, nicht nur auf menschliche Beobachter, sondern auch auf soziale, organische oder mechanische Beobachter zu achten; man erinnert sie daran, dass sie sogar in Formen nicht-teilnehmender Beobachtung in kommunikative Rekursionen verstrickt sind, wenn auch nicht zwangsläufig mit den Beobachtern, die sie beobachten; und man gibt ihnen zu erkennen, dass sie nicht nur Beobachter als Beobachter beobachten, sondern auch mit beobachten, wie diese Beobachter sich untereinander und sie selbst als Beobachter beobachten, das heißt welche Form der Kommunikation jeweils realisiert wird.

---

17 Hier liegen dann mitunter Ansatzpunkte für eine Theorie der Kultur. Vgl. Baecker 2000a.

Man kann das auf die kurze Formel bringen, dass die Arbeit der Soziologie in der Beobachtung von Beobachtern besteht. Das schließt Akteure mit ein, nimmt sie aber als Beobachter-in-Gesellschaft ernst (vgl. Leifer 1991). Auch Menschen werden in der Gesellschaft als Beobachter beobachtet und müssen diesbezüglich ernst genommen werden – aber ohne Vorzugsbehandlung, sondern gleichsam auf Augenhöhe mit sozialen Formen, Computern, Tieren und unter Umständen auch Objekten (Latour 1999, 2007; Glanville 1988a). Das ist genau genommen die sowohl für die Sozialforschung als auch die Soziologie im Hinblick auf ihre methodischen Techniken entscheidende Lehre aus diesen grundlagentheoretischen Betrachtungen.

Die Beobachtung von Beobachtern wird im Gegensatz zur Beobachtung von Objekten Beobachtung zweiter Ordnung genannt (von Foerster 1993a; Luhmann 1995a: 92 ff.). Man könnte auch sagen: Beobachtung erster Ordnung ist eine Beobachtung von Operationen (oder eben auch kondensierter Resultate von Operationen, wie Identitäten, Objekte, Dinge), Beobachtung zweiter Ordnung eine Beobachtung von Beobachtungen.<sup>18</sup> Man kann also zum einen Operationen und zum anderen Beobachtungen beobachten und je nachdem, wofür man sich entscheidet, macht es hinsichtlich der Möglichkeiten, aber auch hinsichtlich der Konsequenzen, einen großen Unterschied.

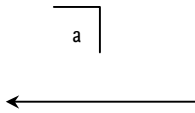
Der Begriff der Beobachtung zweiter Ordnung steht in unmittelbarer Beziehung zum Begriff der Form. *Nur* ein Beobachter

---

18 Beobachtungen höherer Ordnung sind zwar prinzipiell denkbar, werden jedoch nicht benötigt, weil sich jede Beobachtung letztlich auf eine dieser beiden Ordnungen zurückrechnen lässt. Andernfalls würde man diese Unterscheidung kategorisierend verwenden, sie also so behandeln, als ob es zwei Mengen von Beobachtern gibt, in die sich jeder Beobachter eindeutig zuordnen ließe, so dass eine weitere Menge von Beobachtern denkbar wird, die, insofern sie die Menge der Beobachter zweiter Ordnung beobachtet, die Beobachter dritter Ordnung enthält. Beobachtungen dritter, vierter, fünfter Ordnung einzuführen, kann für Illustrationszwecke durchaus Sinn machen, lässt sich aber als Versuch wissenschaftlicher Beobachter beobachten, in einer Gesellschaft, die selbst schon alle ihre Operationen auf Beobachtung zweiter Ordnung umgestellt hat (vgl. Luhmann 1992a), als Wissenschaft überhaupt noch einen Unterschied machen zu können.

zweiter Ordnung kann die *Form* einer Unterscheidung beobachten. Immer wenn bisher eine Form notiert worden ist oder, sei es empirisch oder theoretisch, von Form die Rede war, ist dies im Modus der Beobachtung zweiter Ordnung geschehen. Der Vollzug einer Beobachtung<sup>19</sup> durch einen Beobachter erster Ordnung,

Abbildung 2: Beobachtung 1. Ordnung

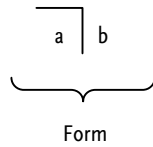


Vollzug (Pfeil) einer Operation durch Bezeichnung von {a}

geschieht zwar in Abhängigkeit von einer Unterscheidung. Die Unterscheidung kann aber im Vollzug selbst nicht bezeichnet werden. Operativ und aktuell zählt nur die markierte Seite {a}. Die Beobachtung von {a} im Kontext einer zunächst unbestimmten aber eben bestimmbar Außenseite {b}, und damit die Beobachtung der Form einer Unterscheidung, kann nur ein Beobachter zweiter Ordnung vornehmen, der stets nachträglich ins Spiel kommt. Auf diesen Umstand verweist die folgende Abbildung:

19 Es sei noch einmal daran erinnert, dass ein *mark* nicht nur ein Zeichen für den markierten Zustand ist, sondern immer auch die Aufforderung oder Instruktion, die Unterscheidung zu vollziehen (Spencer-Brown 1969: 4 ff.). In dieser Funktion als Aufforderung wird die Markierung *cross* genannt. Der Haken ist ein »cross«, weil er eine *Operation* bezeichnet; und er ist ein »mark«, weil er die *Beobachtung* einer Operation durch einen Beobachter markiert (vgl. Baecker 1993c). Ein +-Zeichen markiert eine Zahlenreihe als Addition, ist aber auch zugleich die Aufforderung: addiere! In Bezug darauf würde Spencer-Browns Operator allerdings auch die zu addierenden Zahlen als Markierungen und als zu vollziehende Operationen behandeln. Es gibt in dieser Theorie keine selbstverständlichen Identitäten mehr.

Abbildung 3: Beobachtung 2. Ordnung

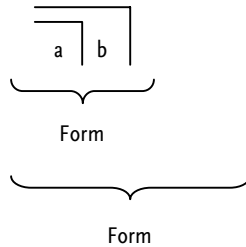


*Beobachtung der Form*  
 (= Vollzug der Operation der Beobachtung der Form)

Ein Beobachter zweiter Ordnung kann, muss aber kein anderer Beobachter sein. Da Beobachtung eine Operation bezeichnet und nicht an eine bestimmte Einheit (Mensch, Tier, Gott, Maschine, Wissenschaft, Organisation, Volk etc.) gebunden ist, kann jeder Beobachter sowohl Beobachter erster als auch zweiter Ordnung sein. Ein Beobachter erster Ordnung, der anschließend seine eigene Beobachtung beobachtet, wird dadurch zum Beobachter zweiter Ordnung. Inwiefern es sich dabei dann nicht trotzdem um unterschiedliche Beobachter handelt, kann man offen lassen, denn es braucht schließlich einen Beobachter, der einen solchen Zusammenhang der Beobachtungen durch Zurechnung auf *einen* Beobachter herstellt und ihn so überhaupt erst konstituiert.

In einer anderen Formulierung könnte man sagen, dass Beobachtung zweiter Ordnung den *Kontext* der Operation eines Beobachters erster Ordnung und damit seine Abhängigkeiten sichtbar macht. Ihren eigenen Kontext kann sie beim Vollzug allerdings genauso wenig mit beobachten wie eine Beobachtung erster Ordnung. Deshalb ist *jede Beobachtung zweiter Ordnung selbst eine Beobachtung erster Ordnung, die sich wiederum der Beobachtung aussetzt*. Die Beobachtung der Form durch einen Beobachter zweiter Ordnung kann durch eine weitere Beobachtung wiederum auf ihren Kontext und ihre Form hin beobachtet werden. Es entsteht bei *jeder* Beobachtung eine unmarkierte Außenseite, die man im selben Moment einfach nicht sieht. Und es kommt hinzu – wie es Heinz von Foerster ausdrückt – dass man nicht sieht, dass man nicht sieht (von Foerster 1973). Deshalb spricht man vom blinden Fleck des Beobachters: die für jede Beobachtung notwendige Unterscheidung kann nicht gleichzeitig mit beobachtet, sondern immer nur im Nachtrag ermittelt werden.

Abbildung 4: Beobachtung 2. Ordnung als Beobachtung 1. Ordnung



Die Beobachtung des Kontexts einer Beobachtung 2. Ordnung (Abbildung 3) ist selbst eine Beobachtung 2. Ordnung, die letztere als Beobachtung 1. Ordnung beobachtet

Der Beobachter zweiter Ordnung ist so gesehen weder privilegiert noch kann er sehen, wie die Welt, Systeme, Netzwerke oder Objekte wirklich sind. Auch er hat seinen blinden Fleck. Das gleiche gilt für einen Beobachter »dritter« Ordnung, dessen Beobachten selbst eine Beobachtungsoperation erfordert (Beobachtung 1. Ordnung), die einen Beobachter beobachtet (Beobachtung 2. Ordnung) und eine Außenseite produziert, die unmarkiert bleiben muss – auch wenn der beobachtete Beobachter ein Beobachter zweiter Ordnung ist. So ergeht es allen Beobachtern und ihrer Beobachtung. Man muss sich damit abfinden, dass es keinen Logenplatz für außerordentliche Beobachtung oder außerordentliche Beobachter gibt. Auch die Wissenschaft kann das nicht bieten. Es finden sich immer Beobachter zweiter Ordnung, die scheinbare Gewissheiten von Beobachtern, gleich welcher Ordnung, korrumpieren können.

Auch wenn sie selbst immer durch weitere Beobachtung auf ihren blinden Fleck hin beobachtet werden kann, stattet Beobachtung zweiter Ordnung Beobachter mit anderen Möglichkeiten aus (vgl. Luhmann 1990b). Zunächst schränkt sie die Beobachtung jedoch ein, weil sie sich *ausschließlich* auf Beobachtung bezieht und auf nichts anderes. Diese Einschränkung ist aber die entscheidende Voraussetzung dafür, dass man mehr zu sehen bekommt: [1] Beobachtungen zweiter Ordnung beobachten Beobachter nicht nur als Objekt, sondern sehen auch, dass sie *beobachten*, das heißt, dass sie

Unterscheidungen benutzen, um zu einer bestimmten Standortbestimmung oder Zustandsbeschreibung zu kommen. Sie können mit anderen Worten einen Beobachter von seinen Beobachtungen unterscheiden; [2] Beobachter zweiter Ordnung sehen außerdem, dass Beobachtungen von einem gleichzeitig aufgerufenen Kontext abhängig sind, der jedoch nicht feststeht, sondern mit der Beobachtung variiert. Man sieht, dass Beobachter gar nicht sehen, dass sie nicht sehen, denn sie tun einfach, was sie tun (zum Beispiel Beobachter beobachten); [3] und man sieht, dass Beobachter nicht nur nicht sehen, dass sie nicht sehen, sondern dass sie ferner auch nicht sehen, dass sie nicht sehen, *was* sie nicht sehen. Das ist die Ergänzung, die Luhmann dem eher ethisch motivierten Diktum Heinz von Foersters, dass man nicht sieht, dass man nicht sieht, hinzufügt (vgl. dazu von Foerster 1999). Das macht zwar weder ethisch noch kybernetisch einen Unterschied, bahnt aber den Weg für soziologische Forschung (vgl. Baecker 2002c). Die unbestimmte Blindheit des Beobachters wird durch diesen Zusatz *bestimmbar* und ermöglicht soziologische Anschlussfragen und empirische Forschung zu sachlichen, sozialen und zeitlichen Kontexten, Möglichkeiten und Abhängigkeiten sozialer Phänomene. Genau das bezweckt das Angebot an die Soziologie, sich in ihrem Gegenstandsbereich explizit auf die Beobachtung der Form von Unterscheidungen einzulassen.

Man würde diese Überlegungen falsch verstehen, wenn man nun annehmen würde, dass Beobachtung zweiter Ordnung bloß eine Forschungsstrategie ist, die nur versierten Systemtheoretikern zur Verfügung steht. Vielmehr handelt es sich um eine empirisch etablierte Form der Beobachtung in der Alltagswelt genauso wie in hoch formalisierten Kontexten.<sup>20</sup> Ein soziales System und seine Strukturen sind ausnahmslos auf Beobachtung zweiter Ordnung eingestellt.<sup>21</sup> Nicht, dass es keine Beobachtungen erster Ordnung mehr gibt. Es gibt sie zuhauf. Schließlich erfordert jede Beobachtung zweiter Ordnung selbst eine Operation, ist also immer zugleich auch eine Beobachtung erster Ordnung. Gemeint ist vielmehr, dass ein soziales System auf das Auftauchen von Beobachtung zweiter Ordnung strukturell, das heißt durch entsprechende Erwartungs- und

20 Deshalb braucht man eine Ethnomethodologie. Siehe oben, Teil I.

21 Das ist für Luhmann im Übrigen das entscheidende Charakteristikum der Moderne. Vgl. insbesondere Luhmann 1992a.

Bewältigungsmuster, eingestellt ist. In der Wirtschaft werden Beobachter beispielsweise hinsichtlich der Preise beobachtet, die sie zu zahlen, zu setzen und zu fordern bereit sind. Verabredungsangebote werden daraufhin beobachtet, welche anderen Freizeitmöglichkeiten sich noch anbieten. Die Wissenschaft lebt davon, die veröffentlichten Forschungsergebnisse anderer Beobachter zu beobachten und auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Politiker beobachten sich wechselseitig daraufhin, ob ihre jeweiligen Äußerungen von potentiellen Wählern positiv oder negativ eingeschätzt werden. Die Undurchsichtigkeit jeder Organisation ist ein Effekt des Tatbestands, dass man Entscheidungen anderer Beobachter beobachtet und als Prämisse weiterer Entscheidungen zugrunde legt. Soziale Bewegungen beobachten, wie sie in der medialen Öffentlichkeit beobachtet werden. Nichts hält ein soziales System mehr auf Trab als Beobachtung zweiter Ordnung, denn durch sie erweist sich jede Beobachtungsoperation als kontingent. Kontingenz schlägt im Zuge dieser allgemeinen sozialen Praxis voll auf die strukturellen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eines sozialen Systems durch (Luhmann 1992b). Interessiert man sich für die ungeheure Dynamik der modernen Gesellschaft, wird man aussagekräftige Erklärungen bereits mit Hilfe dieser einen Figur der Beobachtung zweiter Ordnung anfertigen können.

Die Differenz von Gesellschaftsstruktur und Semantik ist die vielleicht bekannteste Konsequenz, die sich aus der Unterscheidung von Beobachtung erster Ordnung (Operation) und Beobachtung zweiter Ordnung ergibt.<sup>22</sup> Die Gesellschaft baut verschiedene strukturelle Absicherungen ein, je nachdem ob es um die operative Sicherung ihrer Autopoiesis geht oder um die Beobachtung der dadurch realisierten Struktur. Die *operative Struktur* der modernen Gesellschaft bestimmt Niklas Luhmann als funktionale Differenzierung (Luhmann 1997a: 707 ff.). Die Gesellschaft realisiert und sichert ihre Autopoiesis dann also primär (nicht: einzig und allein) über die Schaffung funktionaler Bezugsprobleme, deren Bearbeitung sie Subsystemen überlässt. Funktionssysteme (Wissenschaft, Politik, Religion, Kunst, Wirtschaft, Erziehung, Recht, Massenmedien, Kranken-

---

22 Siehe insbesondere Luhmanns historische Studien zur Umstellung der Gesellschaftsstruktur von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung (Luhmann 1980a; 1981b; 1989a; 1995b)

behandlung, Intimität) prägen augenblicklich das Bild der modernen Gesellschaft. Ihre *Semantik*, das heißt das gesellschaftliche Repertoire an beobachtungsleitenden Interpretationen, Wortbedeutungen und Beschreibungsformeln, kann dazu passen, kann aber auch vorausseilen und andere Möglichkeiten der autopoietischen Reproduktion erproben oder hinterherhinken und Muster verwenden, die mit hin noch aus der Zeit der Aufklärung oder gar der Antike stammen können (vgl. Stäheli 1998; Stichweh 2000). Die Beobachtung der Operationen kann also strukturell ganz andere Wege einschlagen als die Operationen selbst. Das wichtige hierbei ist keineswegs, dass die Beschreibungen an irgendeine objektive Wirklichkeit angepasst werden müssen, sondern wichtig ist, zwischen operativem Geschehen (Beobachtung erster Ordnung) und semantischen Formen (Beobachtung zweiter Ordnung) zu unterscheiden, um ihre unabhängige Variation in Rechnung stellen zu können.

Niklas Luhmann hat in diesem Zusammenhang beispielsweise immer wieder betont, in welchen zahlreichen Hinsichten die moderne Gesellschaft sich immer noch der Semantik Alteuropas bedient, um sich selbst zu beobachten und zu beschreiben, obwohl ihre operative Struktur längst in Formen verläuft, die andere Beobachtungsformen erforderlich machen. Darunter fällt zum Beispiel die Vorstellung, dass die Gesellschaft ein (meist politisches) Zentrum habe, das die Gesellschaft insgesamt steuern könne oder auch die Vorstellung, die Grenzen der Gesellschaft lassen sich territorial oder nationalstaatlich festmachen. Diese beiden sich hartnäckig haltenden Gesellschaftsbeschreibungen produzieren in Bezug auf ihre anders gelagerte operative Grundlage Verwerfungen. Die Vorstellung eines gesellschaftlichen Zentrums sorgt zum Beispiel für überzogene Hoffnungen an die Politik, die nur enttäuscht werden können und außerdem den Blick verstellen für andere Möglichkeiten – insbesondere auch andere politische Möglichkeiten. Die Vorstellung gesellschaftlicher Territorialität produziert wiederum eine Sorge um Globalisierung oder die Feststellung von zunehmender Internationalisierung, wo man es längst mit einer einzigen Weltgesellschaft zu tun hat und deshalb in Bezug auf damit verbundene Probleme womöglich zu einer ganz anderen Einschätzung der Lage gelangen und dementsprechend auch ganz andere Schlussfolgerungen ziehen könnte.

Diese Differenzierung zwischen Operation und Beobachtung beziehungsweise zwischen Beobachtung erster und zweiter Ordnung ist nicht nur in Bezug auf Gesellschaft beobachtbar und entsprechend gegenwartsdiagnostisch verwendbar, sondern lässt sich beispielsweise auch in Organisationen beobachten. Nicht umsonst gelingt es Nils Brunsson, allein mit der Differenz zwischen *action* und *talk* sowohl zentrale Probleme als auch Stärken von Organisationen zu beobachten (Brunsson 1989). Und auch der Neoinstitutionalismus lebt von der empirischen Entdeckung einer organisationalen Doppelstruktur, die einerseits technischen Erfordernissen des operativen Kerns und andererseits institutionellen Erwartungen genügen muss (Meyer/Rowan 1977; Meyer/Scott/Deal 1981).

Die Unterscheidung von Kommunikation und Handlung ist ein weiteres Beispiel dafür, weshalb es hilfreich ist, Operation und Beobachtung zu unterscheiden (Luhmann 1984a: 191 ff.; 1990a: 68 ff.). Nur wenn man bereit ist, die eigentümliche Selbstreferenz und Unterscheidbarkeit trotz Untrennbarkeit von Operation und Beobachtung nachzuvollziehen, kann man die zahlreichen Schwierigkeiten hinter sich lassen, die man in der Soziologie mit Luhmanns Handlungsbegriff hat. Anhand dieser Unterscheidung lässt sich ferner verständlich machen, wieso die Soziologie immer geglaubt hat, dass soziale Systeme letztendlich durch handelnde Individuen erzeugt werden.<sup>23</sup> Das schwierige an der ganzen Sache ist, dass wir tagtäglich der Selbstbeobachtung der Kommunikation auf den Leim gehen und uns und andere als wirkmächtige Akteure beobachten. Das ist im Alltag nicht weiter problematisch und sogar notwendig, weil man nur deshalb bereit und motiviert ist, das Spiel der Kommunikation immer wieder mitzumachen. Allerdings kann es der Soziologie nicht gleichgültig sein, dass die diese Beobachtung ermöglichende Operation Kommunikation ist. Kämen wir ohne Kommunikation überhaupt auf den Gedanken, dass wir handeln? Dass wir uns als Organismen immer irgendwie verhalten, steht außer Frage, allerdings ist Handlung eine besondere Form des Verhaltens, das unmittelbar mit Sinnzusammenhängen und, als soziales Handeln, zusätzlich mit *Orientierung* am Verhalten anderer zu tun hat (We-

---

23 Hier sei nur stellvertretend für viele ähnliche Kritiken an die »Dame ohne Unterleib« von Renate Mayntz (1987) erinnert.

ber 1921: 1).<sup>24</sup> Kommunikation *beobachtet* ihr Stattfinden, um Anhaltspunkte für weitere Operationen zu gewinnen, markiert diese Anhaltspunkte als Handlungen und rechnet sie (meist) auf Intentionen und körperliches Verhalten zu. Das ist jedoch die Eigenleistung eines sozialen Systems und keine Leistung von Individuen – wenngleich immer die Möglichkeit offen bleibt, es derart zuzurechnen, aber das erhärtet die empirische Plausibilität dieser theoretischen Annahme nur. Ein Kommunikationssystem beobachtet sich selbst bisweilen in Form von Handlungssequenzen, um seine Selbstreproduktion zu ermöglichen. Die *Operation* ist jedoch nicht Handlung, sondern Kommunikation, die sich selbst *ex post* durch *Beobachtung* als Sequenz von Handlungen rekonstruiert (Luhmann 1984a: 191 ff.).<sup>25</sup> Niemand bestreitet, dass Menschen dabei ihre eigenen Wünsche, Zwecke, Interessen, Vorstellungen oder Frames entwickeln und mitlaufen lassen. Aber man sitzt gleichsam einer op-

---

24 Max Weber gibt in seinen Grundbegriffen eine methodische Anweisung für soziologisches Beobachten, die das Sich-Ereignen von Kommunikation praktisch schon voraussetzt. Im Übrigen ist auch ein Verhalten nicht nur so in der Welt, sondern ebenfalls Produkt der Beschreibung eines Beobachters. Aus diesem Grund läuft immer auch der Verdacht mit, dass ein Verhalten sich letzten Endes immer kommunikativen Verhältnissen verdankt und dadurch mitbestimmt ist, ohne dass das einem Beobachter zwangsläufig auffallen muss. Denn ob man sich in kommunikativen Verhältnissen bewegt oder nicht, bleibt wiederum der Interpretation eines Beobachters überlassen (von Foerster 1972: 129).

25 Es ist jedoch auch eine andere Interpretation von Beobachtung erster und zweiter Ordnung in Bezug auf Handlung und Kommunikation möglich. Die obige Argumentation beschränkt sich praktisch auf die Ebene der Kommunikation – wie sie Handlungen *ex post* konstruiert. Aber es ist mit dieser Beschreibung genauso kompatibel, Handeln als Beobachtung erster Ordnung zu betrachten und Kommunikation als Beobachtung zweiter Ordnung. Die Gesellschaft realisiert dann ihre operative Schließung über Handlung und ihre regulative Schließung über Kommunikation. Handeln kann sich jedoch nie selbst als Beobachtung beobachten, sondern braucht den Umweg über Kommunikation (Beobachtung zweiter Ordnung), muss sich also derart regulieren lassen, um sich als Operation entsprechend setzen zu können.

tischen Täuschung auf, wenn man deswegen glaubt, dass die Selektion von Zwecken, Motiven, Wünschen etc. ausschließlich und eindeutig dort lokalisierbar ist. Entscheidend ist auch hier: die *Unterscheidung* von Kommunikation und Bewusstsein.

